

Mitja Vachedin
Engel sprechen Russisch

Mitja Vachedin

**Engel sprechen
Russisch**

Roman

Deutsche Verlags-Anstalt

Für meine Familie

Zahnpastaleben

Genau wie die Zahnpasta aus der Fernsehwerbung bestehe ich aus drei Schichten: zehn Jahre sowjetische Kindheit, zehn Jahre wilder russischer Kapitalismus, zehn Jahre gemütliches Westdeutschland.

Die Achtziger: Die Stadt heißt Leningrad, mich gibt es fast nicht, so klein bin ich. Leere Straßen – keine Werbung, keine Autos, keiner erklärt, was hier abgeht, Schlangen vor den Geschäften, ein roter Lenin-Kopf ziert das Haus. Vater kocht den Selbstgebrannten in der Küche, alle Erwachsenen sind leicht angetrunken, es wird viel gelacht. Ich bekomme eine Medaille »Geboren in Leningrad«, ein schickes blaues Ding mit Lenin drauf, Mama lässt mich taufen (was würde Lenin dazu sagen?). So bin ich bestens ausgerüstet für das kommende Leben: Lenin-Medaille und Taufurkunde, was kann mir schon passieren? Die Medaille und die Urkunde liegen immer noch in einem Umschlag, ich hole sie manchmal heraus, ich lege sie auf den Nachttisch, denn so waren die Achtziger, meine rote Zahnpastaschicht.

Die Neunziger: Die Stadt heißt Sankt Petersburg. Eine Zeit der Straßenbahngleise und der Dunkelheit. Es ist immer Winter, es ist immer dunkel, ich bin das glücklichste und einsamste Kind auf dem Planeten. Zu essen gibt es Bratkartoffeln und Geflügelwürste, die billigsten Geflügelwürste, und bulgarischen Ketchup – in Bulgarien wachsen Tomaten und andere Pflanzen, nur bei uns nicht, bei uns gibt es nur Kartoffeln und Paläste. Die Kartoffeln bringt Babuschka mit von der Datscha, die Paläste, von deutschen Architekten gebaut, stehen still, sie verfaulen, sie sind voll mit Gespenstern, auf den Nachtstraßen wird geschossen, man verteilt das Staatseigentum, ich liege im Bett, ich kann nicht schlafen, die Stadt liegt am Meer, das Meer ist eine Wand von mir entfernt, das Meer wartet. Das ist meine blaue Zahnpastaschicht.

Die Nullerjahre: Die Stadt liegt am Rhein. Der Rhein fließt zwischen den Weinbergen, ich sitze auf den Treppen an seinem Ufer und spreche Russisch, es ist Nacht, ich bin ein ausländischer Student, ich studiere Literatur, ich habe keine Zukunft vor mir. Ich lese Nabokov, mein Kommunikationskreis besteht fast ausschließlich aus ukrainischen Frauen, aus den Trauben wird Wein gemacht, die Hitze macht verrückt, alles scheint weit entfernt zu sein – Heimat, Leben, Dinge, die passieren, Dinge, die wichtig sind. Überall duftet es nach ukrainischen Frauen, grüne Rheinpapageien fliegen über dem Fluss Richtung Lorelei, der Gipfel des Berges funkelt, mein Kopf ist ein unbeschriebenes Blatt, da drin ist gar

nichts, bloß ein Tru-la-la, es ist eine weiße Schicht in meinem Zahnpastaleben.

Dann war die Tube leer, ich kam nach Berlin, denn Berlin ist alle drei Schichten zusammen, es ist die Synthese. Es gibt hier nichts, was wirklich neu ist, was überraschen kann – alles war irgendwann schon mal da, es hat schon stattgefunden mit mir, woanders, aus irgendeinem Grund.

Doch weil hier alles gleichzeitig passiert, habe ich das Gefühl, dass ich aus dem Zug ausgestiegen bin. Ich stehe am Straßenrand, ich kicke die Maiblume mit meinem Fuß, ich bin zehn, ich bin zwanzig, ich bin dreißig, und das ist richtig, und das ist für immer.

Hier ließ er seinen Anker fallen

Eines gewöhnlichen Sommertags fuhr mein Großvater in einem LKW zu seiner Datscha auf dem Lande, mitsamt sechs Mann an Bord. Normalerweise kam er immer in seinem schicken Lada, Farbe beige, doch an diesem einen Tag war es der LKW. Die mageren sonnenbraunen Männer sprangen aus dem Fahrzeug, entluden einen riesigen Anker – schwarz lackiert und von unbeschreiblicher Schönheit –, tranken Wodka und fuhren zurück nach Leningrad. Großvater aber blieb im Sommerhaus.

An diesem Abend trat er mehrmals in den Hof hinaus, kletterte auf seinen Anker, saß dort allein, schaute in den Wald und zu den Wolken. Der lila Nordhimmel plätscherte leise, der Wald war still, und ich behauptete zu wissen, worüber mein Großvater in diesem Moment nachgedacht hat, doch ich traue mich nicht, es niederzuschreiben.

Mein Großvater war Seemann, blieb es bis zum Schluss. Den Anker wollte er auf seine Grabstelle legen, die durch ihr originelles künstlerisches Konzept alle benachbarten Grabsteine übertreffen sollte; »Hier ließ Wassily Vachedin seinen Anker fallen« sollte auf ein Schild graviert

werden. Bis dahin lag der Anker aber erst mal auf einer Erhöhung etwa zwanzig Meter vom Haus entfernt – dort, wo wilde Erdbeeren wuchsen und Schlangen krochen. Ich war klein, ich kroch mit den Schlangen, hatte Angst vor ihnen und fraß die Erdbeeren. Mir brauchte keiner zu erklären, dass mein Großvater ein Mann von Bedeutung war, dass es ihm Spaß machte zu posieren, dass er alle Eigenschaften eines Romantikers besaß – das verstand ich von selbst. Großvater wird mal unter seinem Anker liegen, und das ist richtig, denn so etwas sollen Erwachsene doch tun: einer wilden Idee nachgehen und sie verwirklichen, egal was es verlangt.

Geboren wurde Großvater in einem mordwinischen Dorf in der Wolga-Region. Mordwinen, ein mit den Finnen verwandtes Völkchen, leben eigentlich südlicher. Doch einmal hatte ein mordwinischer Zar dieses Dorf in einem blutigen Krieg erobert und sich dort niedergelassen, erzählte mir Großvater, der ein Profi im Geschichtenerzählen war. In seinem Bett liegend, in dem Haus, wo eine Schiffsbrücke zum Dachboden führte und in der Toilette das Licht durch Kajütenfenster kam, zählte er vor dem Einschlafen die großen Namen auf, die die Wolga-Region der Welt geschenkt hatte. Lenin, Puschkin, Hemingway. Warum der Amerikaner auch dazu zählte, habe ich vergessen.

Das Leben im nasskalten Leningrad nahm Großvater mit Humor als ein bedauerliches Missverständnis. Auf die Einheimischen schaute er von oben herab. Das Feuer im Ofen knackte, er lag im Bett, seinen rechten Arm zur

Seite gestreckt – der Arm tat weh, er sollte weg vom Körper, – und sprach über den magischen zauberhaften Fluss, der seine Runden macht dort, im richtigen Russland.

Die Geschichte, wie sein Arm verletzt wurde, gehörte zu seinen Lieblingsstorys. Als er noch ein Kind war, hat sein Haus gebrannt. Er wurde mitsamt seinen sechs Brüdern aus dem Fenster geworfen. Sie flogen durch die Nacht, durch die Flammen, mitten im Nirgendwo, in einem Dorf, das durch den mordwinischen Zaren erobert worden war. Am Ende steckten sie in der schwarzen Erde wie Kartoffeln. Und dann kam eine Kuh und stieß den Arm meines Großvaters mit ihrem Horn. Eine schwarze Kuh mit einem großen weißen Fleck, wie der Umriss eines entfernten Landes, das man nie zu sehen bekommt.

Nach dem Schulabschluss kam Großvater nach Tallinn in die Seemannsschule. Er durchpflügte alle Meere, transportierte Atomraketen nach Kuba und lebte während der Kulturrevolution eine Zeit lang in China, als sein Schiff dort in einer Werft lag. Er trat stets mit der Würde eines sowjetischen Seemannes auf, das hatten sie ihm gut beigebracht. Von ihm habe ich gelernt, dass es cool ist, wenn du alleine bist irgendwo am Ende der Welt, weit entfernt von deinem großen Heimatland, und du bist ruhig und selbstsicher, weil du dich als ein Teil davon weißt. Großvater erzählte zum Beispiel vom Roten Meer, als wäre es ein See bei einem Nachbardorf. Es gab damals noch keinen Massentourismus, um ans Rote Meer zu gelangen musste man quasi ein Flugzeug entführen. »Nach dem Baden im Roten Meer bin ich

zurück an Bord gestiegen und stellte fest, dass mein Körper mit einer Salzkruste bedeckt war«, sagte er beim Pilzesammeln. Ich war auch am Roten Meer, doch auf meiner Haut wollte sich keine Salzkruste bilden. Es muss seit der Großvaterzeit an Salzgehalt verloren haben.

Einmal im Jahr, am Feiertag der sowjetischen Kriegsmarine im Juli, machte er im schneeweißen Dienstrock seine Runde durchs Dorf, blieb bei jedem Haus stehen, begrüßte die Nachbarn, trank überall einen Schluck. Schön war er, groß, die grauen Haare standen ihm gut. Er mochte es zu übertreiben, sich wichtig zu machen, es gehörte irgendwie dazu. Zum Beispiel behauptete er immer, zwei Bücher geschrieben zu haben. Eins habe ich gesehen, es war eine zwanzigseitige Broschüre über Sicherheit auf dem Wasser. Es zählte nicht die Regeln auf, nein, schlimmer noch: Es war ein Bericht mit Zahlentabellen. Die ganze Auflage, mehrere Hundert Exemplare, lag in seiner Garage neben dem beige Lada. Das zweite Buch hat es wohl nie gegeben.

Angeblich beherrschte er fünf Sprachen, die mordwische inklusive. Das Einzige, was ich je in einer Fremdsprache von ihm gehört habe, war: »How do you do?« Ich bezweifle, dass er viel mehr konnte. Ich kann mich aber erinnern, wie ich auf seinem Bauch krabbelte und er erzählte, dass Gorbatschow und Reagan besser miteinander klarkämen, die Verhandlungen zwischen den Supermächten viel besser liefen, wenn er dabei wäre.

Wenn er mich zu Hause in Leningrad abholte, kam er in einem Schnellboot, wir wohnten ja gleich am Fon-

tanka-Fluss. Das war sein Stil, Enkelkinder zu besuchen. Er ließ mich steuern. Die berühmten Granitufer entlang, an den Palästen vorbei, unter den Brücken hindurch – als würde man in einem Museum Motorrad fahren. Er arbeitete damals in der Verwaltung der Leningrader Flussflotte. »Verwaltung der Leningrader Flussflotte« – diese Wortkombination besitzt für mich immer noch eine alte Magie, obwohl Großvater selbst auf dem Höhepunkt seiner Karriere nur ein sowjetischer Beamter mittleren Ranges war. Das hieß: Er konnte sich einen Lada beschaffen, aber keine Wohnung. Für mich war er trotzdem allmächtig. Der Fluss lag vor uns, ich stand am Steuer, keine anderen Boote waren im Weg, die alte Stadt öffnete sich für mich, über mir folgte Brücke auf Brücke wie in einem Tanz, und dann flogen wir tatsächlich, und alle Menschen in den Lebensmittelschlangen und mit Zeitungen in der Hand und mit Blumensträußen schauten uns zu. Die Welt lag uns zu Füßen.

Dann kamen die Neunziger. Großvater ging in Rente, es gab kein Geld. Oma überzeugte ihn, nach Polen zu fahren, um dort Kleidung zu kaufen und sie in Russland mit Gewinn wieder an den Mann zu bringen. So stand mein Großvater neben all diesen hässlichen Pullovern auf der Motorhaube seines inzwischen alten Ladas, betrübt, abgemagert, reizbar. Er wusste nicht, wie man das tat: billige Kleider verkaufen, und er hatte keine Lust, es zu lernen. Es war ihm zu trivial, nicht sein Stil. Sein Leben drehte sich um andere Dinge, wichtigere Dinge, dies hier

war klar ein Missklang, lass uns diese Zeit einfach vorspulen, lass es im Schnelldurchgang erledigen.

Er baute eine große Sauna auf seinem Grundstück. Sie wurde nie vollendet. Das Haus stand ohne Innereien da, wie ein ausgestopftes Tier. Sein Sohn, mein Vater, fing an zu trinken. Ich sah, wie Großvater mit ihm im Wald holländischen Spiritus aus einer Plastikflasche trank, damit Oma es nicht mitbekam – und auch das war eine Niederlage, denn Großvater trank aus Freude, er trank, um das Spiel zu beginnen. Mein Vater trank, um das Spiel zu beenden. Um abzuschalten, um zu vergessen. Großvater trank mit ihm, um seinen Sohn zu verstehen, doch es war vergeblich: Mein Vater kam im Alleingang in seine persönliche Hölle.

Zwei Männer, mein Großvater und mein Vater, und die Plastikflasche mit holländischem Spiritus, gebrannt aus Holzspänen, Verkaufswert ein Euro. Wenn ich jetzt dazwischen stände, wären wir wie die Orgelpfeifen: Ich in der Mitte, etwas größer als Großvater, etwas kleiner als mein riesiger Vater. Ich würde auch Spiritus trinken, sie würden nicht erkennen, wie es mir schmeckt, ich würde schweigen.

Mein Großvater starb in Sankt Petersburg. Oma hat das Haus mit den Kajütenfenstern und den Schiffsstegen verkauft und investierte das gesamte Geld in schicke Grabsteine für Mann und Sohn. Der Anker liegt immer noch auf der Anhöhe im Gras, die Erdbeeren schmecken wie

immer. Wassily Vachedin hat seinen Anker nicht fallen lassen.

Ich besitze von ihm nur noch eine Schiffsglocke. Sie ist verkratzt, weil er sie einmal in der Woche mit Zahnpulver reinigte. Wenn ich schlafe, strecke ich meinen rechten Arm zur Seite, vom Körper weg, als würde ich jemanden begrüßen.

Abenteuer

Bienen sind in der Luft, Großvater trägt weiße Hosen, Oma hat einen Korb dabei. Mein Vater und ich waren nur kurz bei ihnen zu Besuch und fahren gleich mit dem Abendzug nach Leningrad zurück, denn morgen fliegen wir ans Schwarze Meer. Kurz vor dem Haus, vor dem Brunnen, gibt Oma einen seltsamen Laut von sich, die Bienen werden kurz still, sie holt einen Fünf- undzwanzig-Rubel-Schein hervor und gibt ihn meinem Vater.

»Gönnt euch was am Meer«, sagt sie mit ihrer süßen Stimme.

Der riesige rote Schein mit Lenins Konterfei darauf, nach heutigen Maßstäben etwa zweihundert Euro wert, wandert in Vatis Geldbeutel. Wir bedanken uns und hauen ab.

Der Zug gleitet durch die nördlichen Wälder. Wie eine Billardkugel rollen wir bergab nach Hause, und schon morgen erwartet uns Sotschi. Die Wälder verschwinden, Leningrad zeigt sich zuerst schmutzig und langweilig: Fabriken, gottverlassene Arbeiterviertel.

»Ich habe eine Bitte an dich«, sagt Vater, und in meinem Bauch klebt sich aus dem Nichts ein kaltes Bällchen

zusammen, denn zum ersten Mal in meinem Leben spricht er mit mir wie mit einem Erwachsenen. »Erzähl niemandem von diesem Geld, und du kriegst ein Abenteuer geschenkt. Na? Deal?«

Ich sage Ja – soll ich etwa Streit anfangen? –, und wir steigen an der nächsten Station aus dem Zug aus. Es ist nicht wie an unserem Heimatbahnhof, wo die breite schnurgerade Allee direkt zu den goldenen Spitzen der märchenhaften Prachtbauten an der Newa führt. Hier ist alles krumm, alles schief, keine Geraden sind zu sehen, die dunklen Ecken sind voller Kletten, von den zweistöckigen Häusern blättert die Farbe ab. Der laute Zug ist weg, die Welt um uns herum ist still.

»Das Abenteuer beginnt«, sagt Vater mit Gleichgültigkeit in der Stimme.

Wir gehen zwischen einsamen schiefen Häusern, allerdings nicht auf der Straße, es gibt hier keine Straßen, nur Pfade wie durch Herden von Tieren entstanden, die hier ihrer geheimnisvollen Wege ziehen. Vater ist riesig – sechsmal ich – und für diese komischen Häuser viel zu groß, für mich scheint es, als könnte er mit den Fingern auf die Eisendächer trommeln – die Bewohner werden denken, es regnet. Aber es regnet nicht, es ist mein Vater, der haarige bärtige Typ in dem ewigen hellen karierten Hemd. Er macht mir ein Abenteuer.

»Lass uns einen Schatz suchen«, sagt er nachdenklich, und wir nähern uns einer Gruppe von Männern mit sonnenverbrannten Gesichtern.

Sie riechen nach Schweiß, Tabak und Insekten-

vernichtungsmittel. In dieser Welt gab es viele Gerüche, die in den darauffolgenden Jahren verschwunden sind. Erdgeruch zum Beispiel. Fingergeruch, Heiersteingeruch, Kafergeruch. Doch der Geruch nach Schweiß, Tabak und Insektengift, der ist geblieben. Russische Männer dieser Art riechen immer noch so. Diese damals warteten auf etwas, sie warteten in verschiedenen Posen – einer lag auf dem Boden, auf ausgebreiteten Blättern der *Prawda*, andere saßen auf ihren Jacken. Vater sprach die Männer an und verstand sofort, dass es hier keinen Schatz zu heben gab. Sie waren selbst auf der Suche. Wir gingen also weiter.

Der Trampelpfad führt uns über einen Hügel zu einem Holzkiosk, wo durch den Schlitz für die Warenausgabe zwei fleischige Frauenhande zu sehen sind, von denen Schaum auf die Erde fällt. Ich blicke auf den dreckigen Schaum vor dem Kiosk und denke an das Meer, das morgen kommt, und ich weiß nicht, ob ich heute so auf Abenteuer stehe.

Inzwischen reiht sich mein Vater, mein Weiß-nicht-was-er-mir-sagen-soll-Vater, in die Schlange vor dem Kiosk ein und lässt mich derweil kurz die Gegend erforschen. Ich drehe eine Runde um das Gebäude und treffe auf einen Jungen meines Alters in einem schmutzigen roten Pulli. Der Junge ist ein wenig blass im Gesicht, er sitzt einfach nur da und stochert mit einem Stock in der Erde.

»Mein Vater und ich sind auf der Suche nach einem Schatz«, erzähle ich.

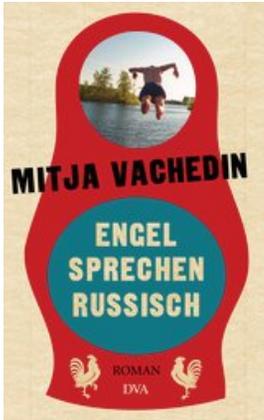
»Dein Vater und du sind Arschgesichter«, sagt er leise und spuckt aus.

Ich verstehe, dass unser Gespräch damit wohl zu Ende ist, bleibe aber noch ein bisschen bei ihm stehen und schaue, was er da mit seinem Stock in die Erde kritzelt. Dann – was soll's – drehe ich eine weitere Runde um den Kiosk und sehe, wie mein Vater mitsamt sechs Bierkrügen in den Händen die Schlange verlässt. Es muss ein Wunder geschehen sein, denn es sind nicht einmal zehn Minuten vergangen.

»Marschpause«, sagt er. »Es ist höchste Zeit, dass die abenteuerlustigen Reisenden sich eine Erfrischung gönnen.«

Er kippt einen Krug nach dem anderen hinunter. Andere Männer gesellen sich mit ihren Gefäßen zu uns, stoßen an, die leeren Krüge liegen vor unseren Füßen wie müde Schweinchen. Vor lauter Langeweile schaue ich nach oben – dort sehe ich Zweige mit dicken, verstaubten, schweren, seltsam solide aussehenden Blättern. Der Herbst wird kommen, die Blätter fallen, schlagen die Glaskrüge kaputt, die ganze Stadt wird in Scherben liegen, bis der Winter alles mit Schnee bedeckt.

Irgendwann gehen wir weiter, und zwar zu dritt. Ein Pfadfinder hat sich uns angeschlossen, und der weiß, wo der Schatz liegt. Der Mann ist fünfzig plus, unrasiert, trägt Pantoffeln und sowjetische Sporthosen, als wäre er nur mal eben von seinem Zimmer in die Küche flanirt. Wir gehen eine Betonmauer entlang, die eine Fabrik umzingelt – einmal bleiben wir kurz stehen und pin-



Mitja Vachedin

Engel sprechen Russisch

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-421-04776-2

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: September 2017

"Mein russisch-deutsches Zahnpastaleben" - Von einem der auszog, das Glück zu finden

»Wie Zahnpasta bestehe ich aus drei Schichten: zehn Jahre sowjetische Kindheit, zehn Jahre wilder russischer Kapitalismus, zehn Jahre Westdeutschland. Rot, blau, weiß - mein russisch-deutsches Zahnpastaleben.«

Mitja hat schon drei Leben hinter sich. Er will endlich mal irgendwo ankommen. Doch das ist gar nicht so einfach, wenn das Scheitern in den Genen liegt: Die Babuschka schaffte es statt nach St. Petersburg nur bis zu einem Vorort an der Bahnstation »125 Kilometer«. Der Großvater, einst stolzer Seemann, verkauft nach dem Zerfall der Sowjetunion Pullover von der Motorhaube seines Ladas. Der Vater, ein bärenstarker Mann, greift nach dem Verlust seines Jobs immer öfter zur Flasche. Deutschland erscheint für Mitja und seine Mutter wie das gelobte Land - werden sie dort endlich Wurzeln schlagen können und ihr Glück finden?

Mitja Vachedin zeichnet ein Leben nach, in dem die Hoffnung auf Besserung zuverlässig von den Launen des Schicksals durchkreuzt wird, und findet zwischen Traum und Alltagsrealität immer wieder einen Zauber im ansonsten selten zauberhaften Alltag.

[Der Titel im Katalog](#)